

15]

(Nachdruck verboten.)

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kas mussen.

Ein eingeborener Jude hätte für ein so fettloses Mädchen nicht dreißig Frank bezahlt.

Aber Misja fand ein eigenes Gefallen an allen Waren, die reiche Kunden hatte und Prozente abwarfen.

Als Si Samza zurückkam, hatte sie keine Ruhe mehr. Ihre Mission Sultana gegenüber war beendet. Während sie Mabruka hineinschickte, um ihre Anwesenheit zu melden und sich die Ehre eines Gesprächs zu erbitten, ließ sie sich auf den breiten Divan sinken und ordnete ihre Draperien zur Audienz.

Nach einer halbstündigen geheimen Verhandlung ächzte sie hochbefriedigt von dannen, gefolgt von ihrem die Bündel tragenden, schwarzen Schatten.

Gegen Mittag kam Nur von der Stadt heim, wo er die Stunden totgeschlagen hatte, indem er den Studenten der verschiedenen Medersas (Studentenkollegien) Visiten abstattete oder mit ihnen junge Damen von unzweifelhaftem Ruf besuchte, die die zur Verherrlichung des Weibes und der Schöpfung gedichteten letzten Arobis geduldig anhören mußten.

Samza zeigte sich während der Mahlzeit stumm und schredeneinflößend. Teils war er erbittert über den Juden, teils wollte er aber auch durch seine schroffe Haltung Nur den Mut benehmen, sich auf irgend eine die Mutter betreffende, vertrauliche Frage einzulassen.

Diese Vorsicht schoß allerdings ganz über das Ziel hinaus. War auch Nur der Mutter wegen betrübt, so fiel es ihm doch nicht ein, an dem guten Rechte des Vaters, sie zu behandeln wie er es getan, irgend einen Zweifel zu hegen; sie hatte sich ja tatsächlich gegen ihren Herrn vergangen. Er sah also untertänig und verschüchtert da, aß und rülpschte viel und schwieg im übrigen.

Gegen Ende der Mahlzeit brach Samza das Schweigen.

„Du kannst Dir,“ sagte er in einem gnädigen, ja fast einladenden Tone wie einer, der eine Gefälligkeit verlangen möchte, „nun, da Deine Mutter fort ist, an einem dieser Abende Deine Freunde zu einem Feste einladen. Lade auch Marcel ein. Ich werde für Musik und Tänzerinnen sorgen. Ich will, daß Marcel sich wohl zumute und von meiner Gastfreundschaft geschmeichelt fühlen soll.“

Nur dankte in sprachloser Ueberraschung. Er war gerührt. Ihm schien es nämlich, als sei dies Fest als ein Pflaster auf seinen Kummer gedacht.

Nachdem Samza seine Hände gewaschen und parfümiert und Kaffee getrunken hatte, entschied er bei sich selbst, daß es für heute der Gemütsbewegungen genug sei. Der Rest des Nachmittags sollte dem Vergessen eines Gaschischrausches geweiht sein.

Er legte die Kissen auf seinem lieben Sofa zurecht und stopfte seine Pfeife mit dem starken, tabakvermischten Kraute.

Als er die ersten Büge getan, hörte er draußen im Hofe Sultana sprechen und rief sie zu sich.

Ohne aufzublicken, fragte er sie der Form halber, ob sie einwillige, den jungen Abdallah, den Marabu aus Gaffa, zu heiraten, dessen zahlreiche Vorzüge Misja, wie er wisse, ihr bereits geschildert habe.

Sultana beugte das Haupt.

„Ich habe ja keinen Willen, o Vater!“

Es zuckte in ihren Mundwinkeln; aber sie war ihrer Mutter Tochter. Sie wollte nicht weinen vor diesem Vater, den sie seit gestern haßte.

Si Samzas Augen wurden schon blank wie Metall. Die blauen Rauchwolken entwickelten sich zu Visionen, seltsamen, phantastischen, die den Rest des Tages mit Wohlmut füllten.

Sultana schlich still fort.

7.

An dem Tage, da Nur sein Fest geben sollte, war Sultana nicht zu erkennen. Die Stürme waren über ihr Haupt dahingegangen, aber sie war wieder so frisch und mutig wie zuvor, scheinbar vollkommen unberührt von allem, was geschehen war.

Um drei Uhr nachts erwachte sie unter der Last ihrer Verantwortung, stand sogleich auf und rief Mabruka, die bei ihr auf dem Fußboden schlief. Von da an war sie den ganzen langen Tag in unaufhörlicher fiebrischer Bewegung wie ein kleines Hausmütterchen.

Es gab tausend Dinge zu tun: Marcel sollte ja kommen; es hieß sich aufs äußerste anstrengen.

Zuerst mußte sie alles für den Bäcker vorbereiten, der ein ganzes Lamm braten sollte: denn ohne Mesjui kein Fest. Aber die Zubereitung solch eines Lammes ist eine höchst verwickelte, feierliche Sache, eine förmliche Liturgie. Nachdem das enthäutete Tier gereinigt und gesalzen worden ist, gibt es noch einen langen Weg bis zum Amen. Das Fleisch muß nach ehrwürdigen unverbrüchlichen Vorschriften gewürzt werden, was einen ganzen kleinen Gemüsegarten erfordert. Ohne Thymian, Minze und Majoran kein Mesjui. Ohne Basilikum und Rosmarin kein Mesjui. Und wenn man etwa gar Fremde zu seinem Tische lüde und sein Lamm braten wollte und keinen Knoblauch dazutäte, was sollte einer dann von solch einem Tölpel halten? Nein, Sultana war sich ihrer Verantwortung bewußt und befolgte das Ritual mit dem Ernst einer Priesterin.

Einem Prinzen wie Marcel konnte man nicht Semulebrot vorsetzen. Man mußte Elbesses kochen, das sie eigenhändig in Butter rührte und Amar zusammen mit dem Lamm zum Bäcker tragen ließ.

Sie hatte wohl eine Kochfrau, aber sie allein trug die Verantwortung und mußte darum auf alles ein Auge haben. Es war kein Ende noch Anfang des Speisezettels, den sie entwarf. Da gab es Hühnerfriskasse mit Thoms, einer Art gelber Erbsen. Schafffleisch wurde mit Eiern und Tomaten bereitet, ein gefochter Schafskopf sorgfältig mit Essig und Knoblauch zu einem herrlichen Lederbissen angerichtet. Eine große Schüssel Frikadellen, aus Käse bereitet und mit spanischem Pfeffer gewürzt, erinnerte an ein Gericht des Hölle-Menüs. Weiter gab es Dolma, Sjezsjuka, Kbab und Melukria. Auch die verschiedenen Salate von Thunfisch und allerlei Gemüsen vertraute Sultana niemand anderem an als sich selbst.

Sogar Kuchen zu backen fand sie Zeit: Baklava von Mandeln, das zitronenduftende Kuredjba und Mjajahed, eine Art Butterteig, der in Honig schwimmt.

Amar hatte zwei kleine Mädchen von acht und zehn Jahren, klug und behende, wie Negerkinder sind, aber kohlschwarz wie ein Paar Teufelchen. Diese entließ Sultana zur Bedienung für den Abend und hatte vorerst ihren Spaß daran, sie in den unwahrscheinlichsten Farben herauszuputzen, was die beiden kleinen Dinger vor eitel Glücksdelirium fast ihres bißchen Verstandes beraubt hätte. Ihre von Natur aus schwarzen Hände, die nicht eben stimulierend auf den Appetit zu wirken geeignet waren, wurden in die stärkste Gennalauge getaucht und waren nun anzusehen wie Goldlack.

Aber mitten in all diesem Wirrwarr, in dem Sultana sich vervierfacht zu haben schien, geriet sie zuweilen ins Stocken, versiel in Gedanken und schaute mit einem stillen, fernem und innigen Blicke vor sich hin, als gingen ihre Gedanken viel weiter als bis zu dem kommenden Abend. —

Als Marcel sich einfand, war die Gesellschaft versammelt.

Er war der einzige Europäer und kannte keinen der Anwesenden. Eine Reihe arabischer Namen, zumeist Ahmed und Mohammed, liefen in seinen Ohren ein und aus.

Es war im Marmorhose gedeckt, dem festlichsten Raume des Hauses — die Abende waren schon warm genug, wenn man geschützt saß — und man ging sogleich zu Tische.

Sämtliche Gerichte standen auf der Festtafel, mit Ausnahme des Lammes, das Nur persönlich hereintrug. Während all die hungrigen Studentenblicke sich auf ihn hefteten, legte er feierlich seinen Bernus ab, riß den Braten mit den Händen auseinander und legte ein großes Stück auf jeden Teller. Sultana, die hinter einem der vergitterten Fenster des ersten Stockwerks stand, sah mit Scham und Verdruß, wie alle außer Marcel die Messer und Gabeln verschmähten, die sie als deut-

Nähen Wind neben jedes Kuberk gelegt hatte, und sich der Sings bedienten.

Marcel fühlte sich seltsam zu Mute. Mit Nur konnte er sich nicht unterhalten. Er war infolge seiner Hausherrenpflichten so nervös, daß er kaum zurechnungsfähig schien und den schlechtmöglichsten Gastgeber abgab.

Die Gäste schienen durchweg Studenten aus der großen Moschee zu sein, Söhne von Mustis, Cadis, Caidis, Sjechs und Marabus, selbst künftige geistige Führer, fast sämtlich geborene Feinde seines Vaterlandes.

Er suchte ein Gespräch mit den Nächststehenden anzuknüpfen, und es schien ihnen zu schmeicheln, daß er ihre Sprache sprach, aber unter der Höflichkeit merkte er ihr Mißtrauen gegen den Angehörigen der fremden Unterdrückernation und des fremden falschen Glaubens. Nicht eben mitteilksam und übermütig, wie andere um einen guten Tisch versammelte junge Menschen es zu sein pflegen, gaben sie sich trotz einer in gewissen Richtungen sehr weitgehenden Natürlichkeit dennoch arabisch zeremoniell. Ueberdies hatten sie eine Würde zu wahren, besonders Fremden gegenüber: sie waren Studenten, das will heißen Theologen; denn alle arabische Wissenschaft wurzelt im Koran oder muß mit dieser unfehlbaren Autorität konferieren, so wie die Wissenschaft des mittelalterlichen Europas mit der Bibel übereinstimmen mußte. Und ganz ebenso wie bei anderen Religionen tritt auch in der Theologie des Islams eine wunderliche Neigung zutage, sich durch Andersgläubige die Galle erregen zu lassen.

Heute hatten sie nun einen besonderen Grund, nicht schwachhaft zu werden. Sultana hatte das ihrige getan, ihnen den Mund zu stopfen. Sie speisten — speisten gründlich. Es war ein leises Rauhen und Schmähen in dem ganzen Saale wie in einem Raume, in dem man Seidentwürmer aufzittert. Sie leerten die Schüsseln, bedächtig aber methodisch, verschlangen Gericht um Gericht, als seien es Gottes Worte.

Marcel wunderte sich, was er im Grunde hier zu tun habe. Aber da er nun einmal hier war, begann er die Gesichter zu studieren.

Er sah ein gemeinsames Gepräge, das Fremde immer leichter zu entdecken vermögen als die eigenen Kinder des Landes. Er wußte recht gut, daß es kein Rassengepräge, wenigstens kein Gepräge einer reinen Rasse war, denn wo gab es in Tunis eine solche etwa mit Ausnahme der eingeborenen Juden! Oder vielmehr: wo in der Welt gab es ein wirreres Menschengemisch als in der Stadt Tunis, deren Harems Frauen von allen Hautfarben beherbergen und deren mohammedanische Bevölkerung Jahrhunderte hindurch Tausende von europäischen Sklaven in sich aufgenommen und zu ihrem Glauben bekehrt hat! Vielleicht war diese Mischung so gründlich durchgeführt worden, daß sie in ein Einheitsprodukt mündete, allerdings in ein nur allzu schlaffes und degeneriertes.

Was es nun an der Religion oder an dem Stadtleben und der ungünstigen Rassenmischung — denn die weit reineren Beduinenstämme hatten einen ganz anderen Charakter bewahrt — genug, alle diese Gesichter waren gelb, blutlos, bleichsüchtig. Sie verrieten nicht mehr Lebensfreude, als eine Schar Zuchthaussträflinge sie bezeugt. Es kam wohl nicht allein daher, daß Mustis, Cadis und die Professoren an der Moschee sich mit den Vätern verschworen hatten, von den jungen Deuten ein gesehtes, theologisches Auftreten zu fordern. Oder hatten sie sich an dem Koran und El Hagugi überlesen? Oder war es wahr, was man von ihnen sagte, daß sie wohl auf äußeren Anstand hielten und selten öffentlichen Skandal machten, dafür aber in ihren Kollegien um so gröblicheren Unfug trieben? Sympathisch waren sie jedenfalls nicht. Es war mehr Pulver in Mohammed allein als in dieser ganzen jüngsten Prophetenbrut.

Nur ein einziger in der Gesellschaft machte eine Ausnahme, war, wie sie alle hätten sein sollen. Er hieß Abdallah. Nur hatte mit großen Augen von ihm erzählt, er sei ein Marabu aus dem Süden und fabelhaft reich. Er war einen vollen Kopf größer als Marcel, hatte aber die der Höhe entsprechende Breite; seine Erscheinung war prachtvoll. Ein unbewußt sinnliches Lächeln um den festen bartlosen Mund verschönerte das regelmäßige Antlitz. In den Augen, hinter schwarzen, fransigen Wimpern, lag die unbekümmerte, träumende Melancholie des Beduinen. Nur hatte Marcel auch gesagt, daß das Geschlecht Abdallahs den Hamamas entstamme, einem Nomadenvolke, das zwischen Gassa und den inneren Hochebenen seine Territorien hatte. (Fortf. folgt.)

„flox“.

Eine unglaubliche Hundegeschichte von E. Krowstl.

Man soll Hundekenner und Jäger nicht um einen Hund befragen. Das mag paradox klingen, ist aber doch so. Lebe mit deinem Vierbeiner als ob er dein Freund, dein Bruder sei — und du wirst bald von der irrigen Meinung abkommen, daß er bloß „Instinkt“ besitze. Erziehe ihn, wie man ein Kind erzieht, durch gutes Beispiel, durch die Wirkung des lebendigen Wortes, besprich dich mit ihm in allem und jedem, bald wird er deine Sprache kennen und dir in artikulierten Lauten Rede stehen. Denn jedes Tier ist so klug als weise. Zeige mir, wie du mit deinem Hunde umgehst — und ich will dir deine gute oder schlechte Erziehung aufs Wort glauben.

Damals jedoch — fuhr der Theaterdirektor fort — war ich meinesteils selbst noch ein junger Dachs, ein Windhund sozusagen, als ich den Ehrgeiz verspürte, einen Köter zu besitzen. Diese studentische Liebhaberei hatte ich in meine Sängerklaufbahn mit hinübergenommen. Solch ein Adonis mit dem hohen C in der Tenorlehre dünkt sich doppelt interessant und dreifach unwiderstehlich. Daß ich's nur gleich offenbare: mein „Flog“ war ein Weiberl mit schwarzem Plüschhaarbehang. Aber eben doch eine Hündin, womit ich meine fundamentale Unwissenheit beweise. Denn anders hätte ich mir einen männlichen Vierfüßler erwählt. Nunmehr war nichts daran zu ändern. Ich wollte auch keine Auswechslung; denn „Flog“ liebte mich unsäglich.

So weit war ja alles im Lot — bis ich mein erstes Engagement in Wien antrat. Natürlich begleitete mich Flog dorthin. Er kam in einen unter dem Wagen angebrachten Kasten. Sein ständiges Klagegedröhne verklang im Geräusch des Schnellzuges, der uns beide nach zehnstündiger Fahrt wohlbehalten ans Ziel brachte. Freudig entsprang er seinem Behälter und umarmte mich stürmisch. Kaum daß ich einen Fialer herangewinkt hatte, der uns zum Hotel fahren sollte, so war er auch schon in die Polster des Wagens gehopft. Sie waren mit einem zartweißen Schutzzeug überzogen. O weh, da hatte ich schon die Bescherung. Ueber und über mit ruhigem Staube besprengt, wie Flog von seiner Reise her war, bereitete es ihm ein wohliges Behagen, sich gründlich abzurubbeln. Mir schwante ein Unheil, dem ich nur dadurch zu entgehen hoffte, daß ich mich beim Aussteigen so dummartig als möglich stellte. Ich bezahle hastig das Fahrgeld und will mich noch eiliger entfernen. Da deutet der Koffelenter auf die Sitzflächen, die allerdings ihre Abasterfarbe gegen eine gräßlich verschmierte Uebermalung vertauscht hatten, mit seinem Peitschenstiel. „Ja, und der Herr Hund, Eurer Gnaden?“ — „Der kostet doch nichts“, warf ich ein. „Uebrigens schon im Trinkgeld mit einbegriffen.“ — „I dank auch schön, Herr Baron, aber für die Sauerei da hinten krieg i noch fünf Gulden.“ Ich war sprachlos. „Fünf Gulden?“ Entsetzt berappte ich. Mein Flog turnte vergnüglich die Freitreppe zum Hotel hinan. Im Zimmer angelangt, wußte er sich vor Freude nicht zu fassen. Das Ergebnis für mich war: fünf Gulden für die von Flog heruntergerissenen und zerfetzten Gardinen... das war bitter.

Trotzdem blieben wir zusammen im Hotel wohnen, obwohl mir Flog mancherlei Aerger bereitete und meinem Portemonnaies so manchen Guldenzettel für angerichteten Schaden entlockte.

Daß er sich regelmäßig an meiner Garderobe seine Schnauze putzte, je nun, er liebte die Reinlichkeit. Freilich einmal wurde sein Mißverständnis beinahe für mich zur Katastrophe. Ich hatte abends im Theater den Eisenstein in der Fledermaus zu singen. Da ich aber zuvor noch bei einer Kegelpartie sein mußte, zog ich mich fix und fertig für die Vorstellung an: Frackanzug mit weißer Weste und tadellos gestärktem weißem Plättchemd. Flog begleitete mich zur Kegelhahn.

Draußen jedoch wars regnerisch und schmutzig. Lustig paddelt der Köter im Dreck umher. Plötzlich kriegt er eine Anwandlung von Liebeseligkeit, springt vor mir hoch und legt mir die kottriefenden Zehen mitten auf die Brust. Aus wars mit der Kegelei. Spornstreichs mußte ich nach Hause eilen, um mich noch einmal total anzukleiden.

Daß Flog immer mein Begleiter war, wird man schon erraten haben. Aber noch besser wußtens alle Köter, große, kleine, ruppige, gepuhte. Und die folgten Flozens Spur, wie der Jüngling in Schillers Glocke errötend dem Mädchen rudelweis — oft die Gasse versperrend. Ich kam mir vor wie ein moderner Rattenfänger, und es war nicht immer leicht, Flozens keusche Zugend vor den Zubringlichsteiten der verliebten Weute zu schützen.

Ich nahm ihn auch ins Theater mit. Der Portier hatte darüber zu wachen, daß Flog in der Stube blieb. Eines Abends jedoch war er doch ausgerissen. Kraftvoll erscholl von der Bühne her meine Stimme — ich glaube als Troubadour. Mich hören, ein fürchterliches Geheul beginnend und hinaus war ein. Ja, noch schimmeres! Grad schmetterte ich meine Trillerarie ins Parterre hinein, da wirbelt der Köter quer über die Bühne wie Fausts Pudel und springt wie wahnsinnig bellend an mir hoch. . . Es gab eine frenetische Lachsalve. Ich war blamiert — der Vorhang mußte herunter.

Von jetzt an ließ ich Flog zu Hause. Aber wie ihn festmachen? Es war eine tiefsinnige Doktorfrage. Wozu hatte ich denn übrigens einen Bösendorfer Flügel im Zimmer? Also halte ich die Kette

von Florens Halse einfach um eins der biden Klavierbeine. Und hätte tausend Gulden vermietet, daß ein Loskommen von da unmöglich sei. Fehlgeschossen, gänzlich fehlgeschossen, meine Herrschaften. Denn wie ich spät um Mitternacht vom Theater heimgekehrt war und die Stubentür öffnete, sprang mir Floz freudig entgegen. Gleichzeitig gibt es ein Donnergepolter, das über die Dielen rollt. Nichts Gutes ahnend, mache ich Licht — oh die Verwüstung! Der Flügel war geborsten; der Boden war mit Papiersegen übersät. Floz hatte das Instrument umgerissen und sich sodann aus Verzweiflung über die obenauf gelagerten Notenstücke hergemacht. So böß war nicht einmal die zeitgenössische Kritik mit unseren Musikheroen umgesprungen als Floz, der die kostbaren Opernpartituren zerzaust hatte. Und mitten drin hockte, ein Klavierbein an der Halskette nachschleppend, der herostratische Zerstörer meiner Musikalien, mit einer Miene, als wollte er sagen: „Na, Herrchen, bin ich nicht brav gewesen?“ Das sehte mir gerade noch, mich uzen zu lassen. Im Zorn packte ich meine mir zunächst erreichbare Gewittertrübe und hieb damit solange auf den Köter ein, bis mir das letzte Trimmerstück aus der Hand flog. Ihn selbst warf ich hinaus mitsamt den Flügelstollen, der polternd die Treppentufen hinabflosserte und das ganze Haus in Harnisch brachte. Mir war's egal. Keines Bleibens hier gab's ja doch nicht mehr. Zwar gewährte ich Floz, als er mit seinem Holzloz vor der Tür lampierte, noch einmal Einlaß. Aber länger wollte ich ihn nicht mehr haben; und ich war todesfroh, als anderen Tages sich ein Charcutier das übrige wertvolle Hundevieh schenken ließ. Von da mußte Floz bald zu einem Bauern aufs Land wandern; und dort mag er wohl ein unrühmlich Ende genommen haben. Aber das ist das Los alles Schönen auf Erden . . .

Neuzeitliche Stadtbaukunst.

Von Dr. Werner Hegemann (Berlin).

Das jüngste unter den deutschen Parlamenten, das Groß-Berliner Verbandsparlament, vertritt eine Bevölkerung fast so groß wie die des Königreichs Sachsen. Sein Inslebentreten hat die Fragen der inneren Kolonisation wieder einmal in lebhaften Fluß gebracht. Die Diskussion über die bedenkliche Entwicklung unserer inneren Kolonisationsverhältnisse muß heute weite Kreise, die diesen Fragen gegenüber ihren gesunden Mutterwitz verloren haben, wieder zur Bestimmung rufen. Als China noch ein Kaiserreich war, kamen dem Kaiser Canghi Wilder europäischer Stagenhäuser zu Gesicht, und der chinesische Kaiser sann und sprach: „Europa muß ein sehr kleines Land sein, daß man nicht genug Terrain für die Erweiterung der Städte hat, sondern dort gezwungen ist, in der Luft zu wohnen.“

Der gute Kaiser hatte gar nicht unrecht: wo man nämlich Stagenhäuser findet, ist das in letzter Linie meist auf Platzmangel zurückzuführen. Die höchsten Stagenhäuser, bis zu 50 Geschossen hoch, findet man auf der kleinen Felseninsel Manhattan (New York), wo der New Yorker Geschäftsmann in der Tat gezwungen ist, wegen Raummangels sein Bureau (nicht seine Wohnung) in der Luft aufzuschlagen; und ähnliche bedrängte Verhältnisse findet man auf der Halbinsel von Alt-Boston oder in Stockholm (dessen Name Holm = Eiland schon auf Platzmangel hindeutet). Diese Ueber- und Nebeneinanderhäufung der Geschäfte und Betriebe in nachbarschaftlicher Enge kommt aber wieder den Bedürfnissen von Handel und Industrie derart entgegen, daß sie auch in anderen Städten nachgeahmt worden ist, und das jeweilige Geschäftsquartier der Großstädte, die sogenannte City, weist eine derartige hohe Bodenausnutzung auf; alle polizeilichen Vorschriften, die ohne dringende Gründe hygienischer Natur solche Citybildung hemmen, können zu einer wirtschaftlichen Gefahr werden. Durchaus nicht zu rechtfertigen aber ist das Bauen in die Luft statt in die Breite, wenn nicht nur die Geschäftshäuser, sondern auch die Wohnhäuser auf beschränkte Räume zusammengehäuft werden. Solche Anhäufung kompakter Wohnhausmassen findet man besonders in der „quetschenden Enge“ der Festungsstädte und dann auch in den unseligen Gemeinwesen, die ihre alten Festungswälle zwar geschleift haben, die aber ihre Baupolitik nun einmal von der fixen Zwangsvorstellung des Platzmangels nicht mehr losreißen können. Das traurigste Beispiel dieser Art, das leider fast im ganzen Reiche Nachahmung gefunden hat, ist Berlin.

Es wirkt geradezu niederschmetternd, wenn man im einzelnen verfolgt, wie seit Anfang des 19. Jahrhunderts immer neue Kraftproben von bürokratischer Gleichgültigkeit und spießbürgerlicher Kurzsichtigkeit es möglich gemacht haben, die Groß-Berliner Bevölkerung in einer Weise zusammenzupacken, die ihresgleichen, wenn überhaupt, so höchstens in der Festungsstadt Paris findet. Die großen Volksversammlungen, die in letzter Zeit der sog. Propaganda-Ausschuß „für Groß-Berlin“ einberufen hat, — Propagandaausschuß für innere Kolonisation könnte man ihn nach seinem Vorhaben, dem früheren Kolonialminister Vernhard Dernburg, nennen — haben sich aufs leidenschaftlichste mit diesen Groß-Berliner Ueberbevölkerungsfragen beschäftigt. Vor allem hat die von einem der ersten deutschen Statistiker berechnete Zahl Aufsehen erregt, daß nämlich 600 000 Groß-Berliner in Wohnungen wohnen, in denen jedes heizbare Zimmer mit 5—13 Menschen besetzt ist, wobei zwar natürlich nach gut deutschem Sprachgebrauch die Küchen nicht als Zimmer mit eingerechnet sind, wobei aber auch die

Zahl der ~~W~~andenen unheizbaren Nebenräume als so geringfügig veranschlagt werden muß, daß sie keine Milderung dieser Kostdifferenz bedeutet.

Ähnlich dichte Bevölkerungsanhäufungen mit allerdings viel geringeren Gesamtziffern mögen im Altertum und im Mittelalter in den Festungsstädten geherrscht haben, in denen in Kriegszeiten der plündernde Feind die gesamte schutzsuchende Bevölkerung des benachbarten flachen Landes zusammentrieb. Das erste Ziel der modernen Baukunst der Großstädte muß es sein, uns wieder zu heilen von dieser Zwangsvorstellung eines doch heute glücklicherweise gar nicht vorhandenen Feindes, der uns angenehmes und billiges Wohnen draußen in der grünen und unabsehbar zur Verfügung stehenden Umgebung der Großstädte verbietet. Auch die großen Landspulationsgesellschaften, die man ja wohl halb im Scherz und halb im Ernst manchmal mit dem bösen Feinde vergleicht, der das Land in der Umgebung der Großstädte der Bebauung entzieht, auch diese müssen bald einsehen, daß gerade auch ihre Vorteile in schneller Auffschliekung ihrer Landkomplexe liegen; und eine schnelle Auffschliekung kann nur erfolgen auf dem Wege weiträumiger Siedelungen mit verhältnismäßig kleinen Häusern. Das Gebiet von Groß-Berlin würde, wie in diesen Tagen von Regierungsbaumeister Langen zuverlässig berechnet wurde, nach den heutigen Bauordnungen mehr als 100 Millionen Menschen fassen, also weit mehr als die gesamte Bevölkerung des Deutschen Reiches. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den anderen Großstädten. Es besteht keinerlei Hoffnung — oder besser gesagt: Befürchtung —, daß die Großstädte jemals derartig enge besiedelt werden müssen; es ist also die Möglichkeit vorhanden, freigebig Freiflächen, Wälder, Wiesen, Sport- und Spielplätze von der Bebauung auszuschließen. Es ist also Raum genug vorhanden, statt der bereits für weite Gebiete vorgesehenen Kasernenbebauung einen rationellen Reihenhausbau einzuführen, der auch dem Mittelstand erlaubt, in freundlichen kleinen Häusern mit Gärten eine weitaus gesündere und in jeder Beziehung befriedigendere Unterkunft zu finden, als in „hochherrschastlichen Kulturwohnungen“, wie sie sich heute in den neuen Quartieren der großen Städte breit machen. Und auch die Frage der Rentabilität behaglicher Kleinhäuser kann nach Versicherung vieler bedeutender Architekten auf das befriedigendste von dem Augenblick an gelöst werden, in dem man aufhört, dem Boden durch die Erlaubnis, Kasernen zu bauen, einen phantastischen schädlichen Wert aufzuzwingen. Es ist eine Kulturfrage im höchsten Sinne des Wortes, ob unsere Großstädte mit ihren Kellerwohnungen (Berlin hat deren 30 000) den Anfang der höhlenbewohnten osteuropäisch-sibirischen Steppe markieren, oder ob das deutsche Volk eintritt in die Reihe der Nationen, die wie die Engländer und Amerikaner das Kleinhäuser mit hoher Lebenshaltung und großer nationaler Expansionskraft verbinden. Die Mietkasernen der alten Festungsstadt Paris haben zwar auch einer hohen Kultur als Heimat gedient; aber Paris hat als Hauptstadt eines überwiegend agrarischen Landes für seine hauptstädtische Bevölkerung Erneuerungsmöglichkeiten, die dem rapide industrialisierten Deutschland mehr und mehr abgehen. Die expansionskräftigste Nation muß verderben, wenn sie die Wiege ihrer Jugend tiefer und tiefer in die Katakomben sonnenloser Hinterhöfe stellt (45 Proz. der Berliner Bevölkerung wohnt in Hinterhöfen); wenn sie unermüdlich Milliarden und Milliarden des Volksvermögens in Hausstypen festlegt, die heute so gut wie einstimmig als minderwertig bezeichnet werden. Sogar der Vorsitzende des Zentralverbandes der Hausbesitzervereine hat kürzlich das Kleinhäuser als das Ideal der Wohnung bezeichnet. Der Typ des gewaltigen Massenmietenhauses verdankt dem Zufall und der Gedankenlosigkeit seine Entstehung, und es ist ganz undenkbar, daß in Zukunft in dieser allerwichtigsten Frage der Unterbringung unseres Volkes noch länger Zufall und Gedankenlosigkeit herrschen dürfen. Der Mensch und die Rasse haben Bedürfnisse, ohne deren Befriedigung der Verfall eintreten muß. Von diesen Bedürfnissen wird in Zukunft die Stadtbaukunst ausgehen müssen; auf der Basis der gefundenen Kleinwohnung und des leichterreichbaren Kinderplatzes einerseits, der wirtschaftlich durchgebildeten Arbeitsgelegenheit in City und Industrieviertel andererseits und auf der schnellen und billigen Schnellbahnverbindung zwischen Wohnung und Arbeitsstätte müssen die Großstädte der Zukunft aufgebaut sein.

Rhodus und seine Schicksale.

Nur wenige der Reisenden, die alljährlich in dichten Scharen nach Griechenland und dem Orient ziehen, haben die stille Insel mit dem weltberühmten Namen besucht, die nun durch die Besetzung durch die Italiener aus stiller Vergessenheit emporraucht. Noch heute läßt ein Blick auf diese alte Stadt, deren enge Gassen und truhige Mauern so oft von düsteren Waffengehöse widerhallen, die Größe und die Macht des alten Rhodus ahnen. Schon von weitem sieht man die vor nunmehr 23 Jahrhunderten zuerst angelegte Stadt amphitheatralisch am Bergeshange emporsteigen, wenn auch längst die damals von Hippodamus aufgeführten Bauten verschwunden sind. Nur ein Teil der mittelalterlichen Festungswerke sind noch erhalten, an den altertümlichen Bauten prangen noch heute die marmornen oder in Granit gehauenen Wappenschilde der Johanniter, die hier im 14. Jahrhundert ihr Hauptquartier aufschlugen, als durch die Eroberung Jerusalems durch Saladin das heilige Land ihrem Wirken veriperrt war. Noch ist die alte Ritter-

straße erhalten, in der einst die kirchlichen Rüstungen der christlichen Ritter blühten und funkelten, noch finden einige alte Kirchen, die längst zu Moscheen umgewandelt sind, von den Zeiten, da das mittelalterliche Rhodus als ein kriegerischer Hort des Christentums das Ägäische Meer beherrschte und als trutzige Festsitzung vor den Toren des Osmanenreiches das Kreuzbanner flattern ließ. Aber nur einige Schritte weiter, ein kleiner Rundgang durch die Seitenstraßen, und die Erinnerung an die Vergangenheit verblaßt vor der Armut und dem Glend der Gegenwart. Aus dem meerebeherrschenden Rhodus des Altertums ist längst eine arme, verschlafene Landstadt geworden; vor dem Schmutz und der Verwahrlosung, in den Gassen, in denen Griechen, Türken und Juden haufen, haben die Europäer sich längst in den Vorort Neochori zurückgezogen, und selbst unten im Hafen, wo die kleinen Segelboote die Früchte dieses von der Natur so ungewöhnlich gesegneten Eilandes verfrachten, rollt das Leben nur in gemessener orientalischer Lässigkeit dahin und läßt nicht ahnen, daß dieses Rhodus das gleiche ist, das einmal die bedeutendste Stadt Griechenlands war.

Rühne, wagemutige Phönizier hatten zuerst das paradiesische Eiland entdeckt, Kolonien errichtet und Städte erbaut, aber langsam mußten sie zurückweichen, als im ersten vorchristlichen Jahrtausend die Dorer einwanderten und hellenischer Geist die Insel rasch zu Macht und Blüte emporführte. Im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. ist Rhodus bereits die Beherrscherin des Mittelmeeres; über ein Jahr lang tropte die wohlbewehrte Stadt siegreich dem Ansturm des Städtezerbers Demetrius; der Handel von Rhodus zählte längst zu den wichtigsten und umfangreichsten, die Handelsschiffe erschienen in allen Häfen und ihre Kriegsflotte beherrschte das Meer. Damals war Rhodus nicht nur Kriegs- und Handelsstadt; eine mächtige Industrie war aufgeblüht, in mächtigen Werkstätten wurde raffines gearbeitet und stolze Schiffe verluderten den Ruhm der Schiffsbaumeister von Rhodus in allen Ländern des Mittelmeeres. Die Stadt wird zu einem Hort hellenischer Kultur, mächtig blüht das Geistesleben auf, Meschines eröffnet hier seine Medrerschule, die von weither wissbegierige Jünglinge anlockt, und noch zur Zeit der römischen Welt Herrschaft war Rhodus der Ort, wo die ehrgeizige Jugend die Kunst der Rede erlernte. Damals erstand auch am Eingang zum Hafen das siebente Weltwunder, der Koloss von Rhodus. 300 Talente, also eine Summe von rund 1 300 000 Mark, wandte man für den Bau dieses Riesenstandbildes des Helios an, das nach seiner Vollenbung 32 Meter hoch war und damit die mächtigsten Kolossalstatuen des Altertums übertraf. Die Treue gegen Rom, die Treue zu Julius Cäsar, sollte der Insel zum Verhängnis werden und ihrer Blüte auf einige Zeit, ihrer politischen Macht aber für immer ein Ende machen. Man ergriff für Julius Cäsar gegen Pompejus Partei, nach der Ermordung Cäsars kam Cassius, um Rache zu nehmen, überwand die Flotte von Rhodus, eroberte die Stadt, ließ alle Führer der feindlichen Partei ermorden, raubte alle öffentlichen Gelder und verschonte sogar die Tempel nicht, deren Schätze man fortführte. Ganz hat sich Rhodus von diesem Schläge nie mehr erholen können: die politische Macht war gebrochen, aber ihr Ruhm als einer Pflegstätte der Wissenschaft und des Geistes und als einer prächtigen, rasch wieder emporblühenden Stadt dauerte fort. Die Insel bildet das Hauptziel reisender Römer, Horaz nennt sie das „herliche Rhodus“ und nach Strabo kann sich keine andere griechische Stadt mit ihr vergleichen. Selbst das furchtbare Erdbeben, das im zweiten Jahrhundert die Stadt in Trümmer legt, vermag ihrem Ruhm und ihrer Blüte nichts anzuhaben. Die Straßen waren damals breit und gerade, die Bauart so gleichmäßig, daß das ganze Rhodus nur ein einziger Bau zu sein schien, die überaus starken Mauern und deren hohe, prächtige Türme erregten die Bewunderung aller Römer, und in den Tempeln und Heiligthümern prangte ein unergieblicher Schmutz von Statuen und Gemälden. Vicinius Mucianus gibt die Zahl der in Rhodus stehenden Bildwerke auf über 3000 an. Und als Nero, Agrippina trotzend, mit dem Gedanken spielt, die Regierung niederzulegen, nennt er Rhodus als seine künftige Heimat.

Mit dem Verfall Roms endet auch die Glanzzeit der vielumstrittenen Insel. Sie teilt das Schicksal des byzantinischen Reiches; noch einmal scheint, mit dem Einzug der Johanniter, die sich nach ihrem neuen Heim Rhodiserritter nannten, eine neue Zeit der Blüte anzubrechen; aber es wird nur eine Zeit kriegerischer Kämpfe. Soliman holt im Jahre 1522 endgültig das Banner der Johanniter von den Zinnen der befestigten Stadt und pflanzt an seine Stelle die rote Fahne mit dem Halbmond der Osmanen. Jene Belagerung von Rhodus blieb eine der größten Taten der Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit seiner ganzen Macht kämpfte der große Sultan um den Besitz dieses Bollwerkes und alle vergeblichen Bemühungen des heldenhaften Großmeisters Williers de L'Isle Adam scheitern an der kriegerischen Talraft der türkischen Belagerer. Fünf Monate lang wurde unter den Mauern von Rhodus gekämpft, aber keine Befähigung der Welt hätte der Ingenieurkunst der Türken getrotzt, die damals in Europa unumschränkte Meister in der Kunst der Belagerung waren und die beste Artillerie der Welt besaßen. Selbst Soliman erkannte jedoch die heldenmütige Verteidigung von Rhodus an und gewährt für die tapferen Ritter einen ehrenvollen Abzug mit Waffen und Eigentum. Den Bewohnern von Rhodus gewährte der Sultan unbeschränkte Religionsfreiheit, und sogar die Wappen und Kreuze der Johanniter an den Häusern durften auf seinen Befehl nicht entfernt werden. Seitdem ist die Stadt und die Insel in türkischem Besitze geblieben. Im

Laufe der Jahrhunderte sank die Bedeutung als See- und Handelsstadt immer mehr. Das heute von den Italienern besetzte Rhodus zählt kaum elftausend Einwohner, vorwiegend Griechen, die sich durch Obstbau und Handel ernähren.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Kulturgeschichtliches von der Gurke. Die Gurke, die aus den Treibhäusern zurzeit in beträchtlichen Mengen auf den Markt kommt, gehört zu den zahlreichen Kulturgewächsen, die erst verhältnismäßig spät aus dem fernen Asien zu uns gelangten. Die homerischen Griechen kannten sie ebenso wenig wie die Aegyptier des älteren Reiches, obwohl auch in Afrika einige Gurkenarten von jeher oder wenigstens schon in vorgeschichtlicher Zeit heimisch gewesen zu sein scheinen. Die Griechen übernahmen die Gurkenzucht im 7. Jahrhundert vor Christus von Kleinasien her, wohin das begehrte Gewächs vor rund 3000 Jahren aus Vorderindien eingeführt wurde. Es ist jedoch zweifelhaft, ob hier die Urheimat der Gurken zu suchen ist; es sprechen manche Gründe dafür, daß auch Vorderindien die Gurken wieder vom Auslande und zwar aus dem Gebiet der heutigen Malaienstaaten bezogen hat. Bei den Römern waren die Gurken so beliebt, daß sie gerade so wie heute in jeder Jahreszeit in den Gärten gezogen wurden, und Kaiser Tiberius mochte sie so wenig entbehren, daß jedesmal, wenn er auf Reisen ging, kleine fahrbare Gurkenbeete mitgenommen wurden, deren Scheiben aus Glimmer (Marienglas) bestanden. Während das südlige und westliche Deutschland die Gurkenkultur durch Kaiser Karl den Großen erhielt, war sie im deutschen Osten schon erheblich früher durch Vermittelung der slavischen Völkerschaften heimisch geworden, die sie ihrerseits von den Hunnen und Tataren überkommen hatten. Schon damals säurten die Wenden in der Mark Brandenburg und Pommern die frühtragende Walzengurke ein, die aus China stammt, und sehr bezeichnend ist es, daß die sauren Gurken, die sich ja heute überall eingebürgert haben, noch vor 200 Jahren eigentlich nur in den Teilen Deutschlands beliebt waren, in denen früher slavische Bevölkerung gesessen hatten. Es ist zwar richtig, daß die Gurke wegen ihres großen Wassergehaltes von etwa 97 Proz. nur einen geringen Nährwert besitzt und deswegen mehr Gemüse- und Meiz- als Nahrungsmittel ist. Die Verachtung, in der sie deswegen hier und da steht, ist aber nicht gerechtfertigt, weil sie einige dem menschlichen Körper unentbehrliche Stoffe, nämlich im Mark das lösliche Pflanzeneisen und im Samen Phosphorsäure in so reichlichen Mengen enthält, daß man sie sogar in der Medizin anwendete. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden Gurkenkuren zur Heilung der Tuberkulose sehr häufig gebraucht, und auch heute ist man wieder auf dem besten Wege dazu, seitdem man weiß, daß der Säuerungs- und Salungsprozeß bei den Gurken zur Bildung von Milchsäure führt, die namentlich den Diabetikern (Zuckerkranken) so heilsam ist.

Aus dem Pflanzenleben.

Pflanzenschädigungen durch Wind und Kälte. Gerade im Frühjahr sind die empfindlichsten Stellen der Pflanzen, die zarten Knospen, am meisten durch äußere Einflüsse, besonders die des Klimas, gefährdet. Der Wind und die bis Mitte Mai noch oft sehr kalten Nächte sind die argsten Feinde des keimenden Pflanzenlebens. Namentlich der Wind wirkt in mehrfacher Hinsicht schädigend, einmal durch die übergroße Austrocknung der Pflanze und des Bodens, dann aber auch mechanisch durch die fortwährende heftige Erschütterung der dem Winde ausgesetzten Zweige; dazu kommt noch seine auskühlende Wirkung. Die durch den Wind hervorgerufene Bodentrockenheit vermindert natürlich den Zuwachs der Pflanze infolge andauernder Abnahme der chemischen und physikalischen Bodengüte. Der Pflanzenzuwachs verhält sich, selbst bei bestem feuchten Boden, bei Windstärken von 0 Meter : 5 Meter : 10 Meter wie 3 : 2 : 1, nimmt also intensiver ab, als die Windstärke zunimmt. In gewissem Sinne kann man sich gegen die Austrocknung durch den Wind, die bei zehn Meter Sekundengeschwindigkeit das drei- bis vierfache der Austrocknung des geschützten Bodens beträgt, durch Ablenkungen der Luftströmungen mittels künstlicher Windschutzmittel, wie Hecken und Mauern, oder durch Bewaldung vorgelagerter Höhen bewahren. Am widerstandsfähigsten gegen Windschädigungen sind die Nadelbäume, die Weiden, sowie die Bäume, deren Blätter im Spätherbste am längsten an den Zweigen sitzen bleiben. Was das Erfrieren der Pflanzen betrifft, so sind hierzu keineswegs Temperaturen unter dem Nullpunkt erforderlich; Stürbisypflanzen z. B. erfrieren schon bei Temperaturen unter vier Grad Wärme. Der Grund ist in den durch die niedere Temperatur hervorgerufenen Stoffwechselförungen der Pflanze zu suchen. Bemerkenswert ist, daß beim Auftauen die verschiedenen Pflanzenarten sich verschieden verhalten, indem die einen, namentlich bei schnellem Auftauen, absterben, die andern nicht. Es ist anzunehmen, daß Unterschiede im chemischen Aufbau des Pflanzenplasmas, der flüssigen Grundsubstanz der Pflanzenzellen, die Ursache hierfür bilden.